Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1911-1912)

Rubrik: Schauspielabende

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Alles in allem: der schmale Nutzen der Stenographie wird maßlos überschätzt, und für ihre großen Nachteile fehlen noch die Augen. Sonst wäre sie nicht Zwangsfach oder wichtiges Wahlfach in tausenden von Schulen geworden.

Ein untrügliches Zeichen ihres minimalen geistigen Inhalts ist der lächerliche Fanatismus, womit sie zum Ausgleich ihre Jünger erfüllt. Ich hatte Mitschüler, die keine Predigt, keine Rede hören konnten, ohne wenigstens auf dem Knie mit dem Zeigefinger mitzustenographieren. Später habe ich sie zu veritablen stenographischen Liebesbriefen sich aufschwingen sehen. Man braucht sich einen stenographischen Liebesbrief nur vorzustellen, um die innere Unzulänglichkeit und Armseligkeit dieser „Kunst" zu spüren.

Nun gar der Fanatismus zwischen Anhängern verschiedener stenographischer Systeme. Blindwütigen Hass habe ich dabei in den Vereinen sich entwickeln sehen. Beschimpft haben sie sich und ihre konkurrierenden Statistiken gebogen und erlogen. Brüder uud Freunde hat sie entzweit. Hie Gabelsberger, hie Stolze, hie Schrey, hie National, hie was weiß ich noch alles. Nur bei den Vegetariern verschiedener Grade und bei verschrobenen Naturmenschen habe ich ähnliche Ausbrüche und Verstiegenheiten beobachten können.

ZÜRICH FRITZ MÜLLER

□□□

SCHAUSPIELABENDE

Wir haben, bevor noch der Oktober zu Ende ging, das Vergnügen einer echt zürcherischen Premiere in unserm Pfauentheater, der wertvollen Schauspielfiliale des Stadttheaters, erlebt. Die Uraufführung gewann dadurch an Reiz, dass sie uns mit einem *homo novus* des dramatischen Schaffens bekannt machte, freilich nicht mit einem Neuling in der Literatur überhaupt, denn *Robert Faesi* — um ihn handelt es sich — ist seit einiger Zeit schon als Autor bestens bei uns eingeführt. Zwar ist sein gedruckter literarischer Ausweis nicht gar umfangreich, aber er hat Gewicht und steckt voll schöner Verheißungen. Mit dem schlanken, eleganten Büchlein der Zürcher Idylle hat er sich gleich vortrefflich eingeführt: das Zürich des achtzehnten Jahrhunderts erwacht farbig und lebensvoll. Klopstock bringt eine wohltuende Unruhe in die literarisch interessierte Jungmannschaft der Limmatstadt, die in dem alten Bodmer einen Diktator von unbeugsamen ästhetischen und moralischen Grundsätzen besitzt. Jugend und Alter stoßen auf einander, Tradition und Revolution, steife Regel und pulsierendes Leben. Das ist allerliebst geschildert mit lächelndem Humor und leuchtenden jungen Augen. Ein kleines zierliches Kunstwerk ist diese Idylle. Daneben sind wir Faesi gelegentlich als Lyriker begegnet, und die Leser dieser Zeitschrift haben

noch in jüngster Zeit wieder mit dem Essayisten voll Geist und Temperament sich unterhalten können. Den Dramatiker hat nun die genannte Premiere ins Licht gerückt, und der reiche Erfolg lehrte, dass Faesi das Recht hat, auch in dieser Eigenschaft ernst genommen zu werden. Das Theater war ihm stets ein Gegenstand eifrigen Interesses; mit dem modernen dramatischen Schaffen hat er genaue Fühlung genommen. Als Kritiker von Dramen hat er sich auch schon an dieser Stelle hören lassen. Einem Theaterkritiker vom Rang und der Eigenart Alfred Kerrs ist er liebevoll nachgegangen (vergleiche seine große Studie über Kerr im ersten Bande von Raschers Jahrbuch). Heute stellt er sich selbst unter das Verdikt der Kritik.

Eine zweiaktige Komödie ist der Erstling, den er vorlegt. *„Die offenen Türen“* lautet ihr Titel. In die Welt der Hochfinanz führt sie uns, wo das Ausspähen und Ausnützen der besten Konjunktur den Inhalt des Denkens, das Ziel des Handelns ausmacht. Merck heißt der von der Kulturbedeutung des Kaufmannsstandes so tief durchdrungene Theoretiker und Praktiker des Systems der offenen Türen. Wenn Napoleon wieder käme, er würde Kaufmann werden, Großkaufmann natürlich, meint Merck. Sein System ist ungefähr das, was man mit der Redensart „zwei Eisen im Feuer“ bezeichnet. Man weiß, dass man unentbehrlich ist (oder man glaubt es wenigstens), und nun wartet man auf den Meistbietenden; dem wird man dann seine Kräfte zur Verfügung stellen. Je mehr Türen man sich offen hält, desto vorteilhafter ist die Situation. Einer um den andern spaziert herein, macht seine Propositionen, keinem sagt man ganz ja, keinem ganz nein; aber jeder soll wissen, dass schon einer da ist, der als Konkurrent unter Umständen mehr bietet, also aus dem Felde zu schlagen ist. So ungefähr.

Nun, das System scheint sich glänzend zu bewähren. Den weitsichtigen Merck, der für die Idee der Elektrifizierung der Eisenbahnen arbeitet und dies mit einer großen Kupferspekulation in Verbindung bringt, umwerben die mächtigsten Finanzleute. Er aber wartet auf den günstigsten Moment, wo die Konjunktur für ihn am meisten abwirft. Und er wartet zu lang; er verpasst den psychologischen Augenblick. Die offenen Türen schließen sich, eine nach der andern. Die Nachfrage nach ihm notiert null. Die Herren können auch ohne ihn leben und sich dadurch eine hübsche Summe Geld sparen. So ist die Operation zu nichte geworden. Und recht schmerzlich: mit der merkantilen Débâcle ists nicht getan: dem armen Merck kommt auch das reizende Bankiertöchterlein abhanden, das er in seine Rechnung als wertvollen und angenehmen Posten eingestellt hatte. Er glaubt ihrer so sicher zu sein, wie eines der Geldmänner für seinen geschäftlichen Feldzug. Und auch dieses Fell sieht er davonschwimmen. Ein junger Freund, der sein Leben bis dahin nur dazu verwendet hat, um seine Persönlichkeit zu bereichern, die Wimper von dem goldnen Überfluss der Welt trinken zu lassen, ohne Amt und festes Ziel sich selbst zu genügen, ohne sich zu verlieren an eine öde Genußsucht — er, Frank, den Merck und sein Anhang von Finanziers über die Achsel ansieht, mitleidig belächelt, wenn nicht gar unmoralisch findet (das Recht auf Faulheit, für das Frank plädiert, wird von Einem als unmoralisch bezeichnet wegen der Ansteckungsgefahr dieser Faulheitsapologie) — er ist der Sieger über das Herz des lieben Mädchens. Und der Herr Papa, Bankier Schön, ist eigentlich froh, dass es so kommt, denn auf seine alten Tage hat er entdeckt, dass sein hastig und hetzend einzig dem Geldgewinn gewidmetes Leben doch im Grunde eine verfehlte oder doch recht fragwürdige Sache war.

Das ist ungefähr, was Robert Faesi in seinen zwei Akten uns vorführt. Nicht alles macht er uns in wünschbarem Maße klar. Der Sturz Mercks überzeugt nicht völlig, weil wir nicht recht begreifen, warum Merck auf einmal aus dem finanziellen Interessenspiel der Großfinanziers so kühl ausgeschaltet wird. Und zum andern: warum dieses Misslingen der Theorie von den offenen Türen für Merck gewissermaßen den psychischen und geistigen Zusammenbruch bedeuten soll. In diese dunkle, fast tragische Wendung am Schluss gehen wir nicht willig mit. Im übrigen hat aber der Dichter verstanden, seinen Stoff so anmutig auszubreiten und durch einen geistig belebten, munter fließenden Dialog unterhaltsam zu machen; hat er das Bild und Gegenbild: Geld und Geist, könnte man sagen, oder vielleicht besser Geld und Seele so geschickt und fein zu entwickeln, zu kontrastieren, gegeneinander abzuwägen verstanden; hat er eine Reihe so entzückend feiner, frischer, heiterer Szenen geschaffen: dass dem Hörer das Interesse keinen Augenblick ausgeht und er überdies auch mit innerer Teilnahme dem keck und siegreich geführten Duell zwischen den Repräsentanten zweier grundsätzlich und auf ewige Zeiten voneinander getrennten Lebensanschauungen folgt.

Es war ein schöner erster Sieg des Dichters, und die Aufführung blieb dem Stück nichts schuldig.

ZÜRICH H. TROG

□□□

ANZEIGEN

In dieser Rubrik werden unter Verantwortung der Redaktion kurze Notizen über Bücher Zeitschriften- und Zeitungsartikel erscheinen, die eine spätere einlässliche Besprechung nicht ausschließen. Wir bitten unsere Leser, daran nach Lust mitzuarbeiten. D. R.

Um Missverständnissen vorzubeugen, die in der Presse aufgetaucht sind, teilt uns unser Mitarbeiter *C. A. LOOSLI* mit, dass die Isolatorengeschichte bis zu dem Augenblicke, wo die Väter auftreten, vollständig der Wirklichkeit entspricht. Als Schulkomissionsmitglied von Bümpliz hat er selbst von den Akten Kenntnis genommen und ist beauftragt worden, nach so vielen Jahren die Delinquenten disziplinarisch zu bestrafen. Auf seine Verwendung hat dann die Telegraphendirektion auf ihre Zivilansprüche gegenüber den Eltern verzichtet. Das geschah aber erst, nachdem sein Aufsatz bei uns auf der Redaktion lag.

□□□

In der Kunsthandlung in Zürich, die sich den prächtigen Namen „Kunst und Spiegel, A.-G.“ beigelegt hat, ist gegenwärtig eine Reihe von Bildern aus spanischem Privatbesitz ausgestellt, unter einigen Sachen von unsicherm Wert ein nicht gerade sehr guter, aber wohl echter *Goya,* und der wohl ganz unbedingt echte *El Greco,* dessen Wiedergabe diesem Hefte beiliegt. Der schwärmerische Ausdruck ist — im Auge zum Beispiel — ohne große Sorge um anatomische Richtigkeit erreicht; aber wie sehr erreicht; die virtuose Wiedergabe des Stofflichen und die kräftige Einfachheit des linearen und farbigen Aufbaues weisen sicher auf den alten Meister hin, der uns heute wie der jüngsten einer erscheint.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750